



Amts-Blatt der Stadt Wiesbaden.

Tägliche Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger.

Nr. 234.

Montag, den 5. Oktober 1908.

23. Jahrgang.

Amtlicher Teil.

Polizei-Verordnung

betreffend die Reinhaltung der Straßen.

Ausg. aus der Straßenpolizei-Verordnung vom 18. Septbr. 1900 bezw. 29. Mai 1905.

§ 5.

Zum Abfahren von Baugrund, Gestein, Lehm, Kies oder Sand aus tiefergelegenen Stellen und aus pp. Gruben mit von Pferden oder anderen Zugtieren gezogenen Lastwagen muß von der jeweiligen Aufsichtungs- bezw. Verladestelle bis zur nächst befestigten Straße eine feste, aus Pfählen, Bohlen oder Eisenbelag zusammengebaute Fahrbahn, in welche die Räder der Fahrzeuge nicht eindringen können, hergestellt und für die Zeit der Arbeit in dauerhaftem sowie stets einseitigem Zustande erhalten werden. Diese Fahrbahn ist von den Fußwegen ausschließlich zu trennen. Vor dem Ausfahren aus den Gruben ist der an den Rädern der Fahrzeuge haftende Baugrund und sonstiger Schmutz gründlich zu entfernen, um ein Verschmutzen der benachbarten Straßen zu verhüten.

Diese für das Abfahren von Baugrund pp. nachgebenden Bestimmungen sind in allen Teilen und für das Ausfahren von Baumaterialien zu beobachten.

Verantwortlich für die Einhaltung dieser Vorschriften sind der Grundstückseigentümer sowie der Unternehmer der Ausgrabung oder des Neubaus und hinsichtlich der ordnungsmäßigen Benutzung der Fahrbahn der Führer des Fahrzeuges.

§ 16.

Die Ladung eines Fuhrwerks muß seiner Tragfähigkeit und der Leistungsfähigkeit des Gepannes entsprechen. Die Ladung muß derart verteilt und befestigt sein, daß sie weder ganz noch teilweise auf der Erde schließt, herabfallen oder ein Umschlagen des Fuhrwerks verursachen kann.

§ 50.

Jede Verunreinigung der öffentlichen Straßen ist verboten. Als Verunreinigung gilt auch das Ausgießen, Ausstreuen, Auswerfen und Abgeben von Flüssigkeiten, Schutt, Abfällen jeder Art sowie des Herabfallens flüssiger oder leicht zerbrechbarer Gegenstände von Wagen und sonstigen Transportmitteln. Für jede Verunreinigung ist der Täter verantwortlich und zu ihrer sofortigen Beseitigung verpflichtet. Nötigenfalls wird die Reinigung auf seine Kosten polizeilich veranlaßt.

§ 65.

Wagen, Karren und andere Transportmittel, die zum Fortschaffen flüssiger und leicht zerbrechlicher Gegenstände dienen, müssen so eingerichtet sein, daß kein Teil der Ladung auf die Straße fällt.

Sie müssen zu diesem Zweck überall dicht sein; sind sie unbedeckt, so muß der Rand der Ladung so weit überagen, daß dieselbe weder ganz noch teilweise herabfallen kann, sie dürfen daher nur gestrichen voll und nicht genudelt be- laden sein.

Werden Aufstellbretter verwendet, so dürfen diese bei Karren, deren Ladung aus Schutt, Erde und dergl. besteht, nicht unter 15 Zentimeter Höhe und bei solchen, deren Ladung aus Sand, Kies, Möhlen und Kots besteht, nicht unter 20 Zentimeter Höhe haben; die Aufstellbretter müssen auf die Wagenwände fest aufschließen.

Die Wände der Schneepfarren, welche zur Beförderung von Erde, Schutt, Baumaterialien oder Kohlen dienen, müssen so beschaffen sein, daß die Rückwand mindestens ebenso hoch ist, wie die beiden Seitenwände des Wagens sind, und ein Herabfallen der Ladung während der Fahrt vollständig ausgeschlossen ist. Alle Wagen und sogenannten Schneepfarren dürfen höchstens bis zur Verbindungsebene der Stellbretteroberkanten beladen werden.

Zu widerhandlungen gegen diese Bestimmungen werden mit der in § 75 der Polizeiverordnung vom 18. Septbr. 1900 angedrohten Strafe (bis zu 30 M., eventuell 3 Tagen Haft) geahndet.

Vorstände von der königlichen Polizei-Direktion hier ordnungsmäßig festgelegten Bestimmungen werden in Erinnerung gebracht mit dem Vermerk, daß die Augenbeamten des städtischen Straßenbauamts angewiesen sind, jeden Verstoß gegen vorstehende Vorschriften zur Anzeige zu bringen, worauf Antrag bei der königlichen Polizei-Direktion auf Verhaftung der Schuldigen gestellt werden wird. Oeftere Nichtbeachtung der Bestimmungen durch denselben Unternehmer kann Ausschluß desselben bei städtischen Vergabungen nach sich ziehen. Auch werden überladene Fuhrwerke auf städtischen Abfuhrplätzen nicht zugelassen, selbst wenn der Fuhrmann im Besitze einer Abfuhrkarte ist.

Wiesbaden, im Oktober 1907—08.

14461 Der Magistrat.

Aufforderung.

Die Versicherung von Gebäuden gegen Feuer-schaden betr.

Die Gebäudebesitzer werden hierdurch ersucht, Anmeldungen wegen Erhöhung, Aufhebung oder Veränderung bestehender Gebäudeversicherungen, sowie Neuannahmen von Gebäuden in die kassenmäßige Brandversicherungskasse für das Jahr 1909 in dem Rathaus, Zimmer 42 in den Vormittagsstunden bis zum 20. Oktober d. Jahres machen zu wollen.

Es handelt sich hier nur um Gebäude-Aufnahmen pp., die gelegentlich des allgemeinen jährlichen Rundganges mit Wirkung vom 1. Januar 1909 erfolgen sollen.

Wiesbaden, 23. Sept. 1908.

14495 Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Mehrere Weinellereibetriebe unter städt. Schutzbauhöfen sind zu vermieten. Offerten sind bis spätestens den 15. Oktober d. Js. im Rathaus, Zimmer Nr. 44 wofür auch nähere Auskunft erteilt wird, abzugeben.

Wiesbaden, den 19. September 1908.

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

In dem städtischen Gebäude Scharnhorststraße Nr. 16 (Kanal-Beuhof) ist ein Laden mit Ladenzimmer und darunter liegendem großen Keller zu vermieten.

Angebote sind bis spätestens den 15. Oktober d. Js. im Rathaus, Zimmer Nr. 44 — wofür auch nähere Auskunft erteilt wird, abzugeben.

Wiesbaden, den 19. September 1908.

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Es wird hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht, daß weder die Stadtdiener noch sonstige städtische Bedienstete zur Empfangnahme der zur Stadt- und Steuerkasse zu entrichtenden Geldbeiträge berechtigt sind.

Nur an die mit der Zwangsvollstreckung beauftragten Vollziehungsbeamten kann zur Abwendung der Pfändung rechtsgültige Zahlung erfolgen.

Wiesbaden, den 2. Oktober 1908.

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

betr. An- und Abmeldung von Gewerbebetrieben. Die hiesigen Gewerbebetriebe werden zur Vermeidung von Verstößen gegen die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen darauf aufmerksam gemacht, daß gemäß § 52 des Gewerbe- und Steuer- Gesetzes vom 24. Juni 1891 und der dazu ergangenen Anweisung des Herrn Finanzministers vom 4. November 1895, Abschnitt IV, Artikel 25, ein jeder, welcher hier den Betrieb eines stehenden Gewerbes anfangt, dem Magistrat vorher oder spätestens gleichzeitig mit dem Beginn des Betriebs Anzeige davon zu machen hat. Die Anzeige hat schriftlich zu erfolgen; sie kann auch im Rathaus, Zimmer 29, mündlich während der üblichen Vormittagsdienststunden zu Protokoll gegeben werden.

Diese Verpflichtung trifft auch denjenigen, welcher

- a) das Gewerbe eines anderen übernimmt und fortsetzt,
- b) neben seinem bisherigen Gewerbe oder anstelle desselben ein anderes Gewerbe an- fängt.

Wer die gesetzliche Verpflichtung zur Anmel- dung eines steuerpflichtigen Gewerbes innerhalb der vorgeschriebenen Frist nicht erfüllt, verfällt nach § 70 des Gewerbe- und Steuer- Gesetzes in eine dem doppelten Betrag der einschlägigen Steuer gleichen Geldstrafe, daneben ist die vorenthaltende Steuer zu entrichten.

Das Ausführen eines steuerpflichtigen Gewer- bes ist dagegen nach § 10, Absatz 2 des Gesetzes vom 14. Juli 1893 und Artikel 28 der cit. An- weisung bei dem Herrn Vorsitzenden des für die Veranlagung zuständigen Steuer-Ausschusses der Gewerbe- und Steuer- Klassen 1 bis 4, Friedrichstr. 32 hier, schriftlich abzumelden.

Wird ein Gewerbebetrieb eingestellt, aber nicht rechtzeitig abgemeldet, so ist die Gewerbe- steuer nach § 33 des Gewerbe- und Steuer- Gesetzes bis zur Abmeldung fortzuentrichten.

Wiesbaden, den 21. September 1908.

14404 Steuerverwaltung.

Städtische

Säuglings- u. Milch-Anstalt. Trinksäugliche Säuglingsmilch der Tagespor- tion für 22 Pfennig erhält jede minder- bemittelte Mutter auf das Alter jedes Kindes in Wiesbaden.

Abgabestellen sind errichtet:

1. in der Allgemeinen Poliklinik, Selenen- straße 19,
2. in der Augenheilklinik für Arme, Kapel- lenstraße 42,
3. in der Blücherapothek, Dohmeierstr. 81,
4. in der Christlichen Poliklinik, Oranienstraße 53,
5. in der Drogerie Bernheim, Wellstr. 39,
6. in der Drogerie Pille, Moritzstraße 12,
7. in der Drogerie Müller, Bismarckring 31,
8. in der Drogerie Porzehl, Rheinstraße 55,
9. in dem Polyp zum hl. Geist, Friedrich- straße 24,
10. in der Kaffeebohne, Moritzstraße 13,
11. in der Krippe, Gutar-Adolfstraße 20/22,
12. in der Paulinenklinik, Scharnhorst- straße 31,
13. in dem Städt. Krankenhaus, Schwalbacher- straße 38,
14. in dem Städt. Schlachthaus, Schlachthaus- straße 24 und
15. in dem Wöchnerinnen-Hof, Schöne Aus- sicht 18.

Bestellungen sind gegen Ablieferung des At- testes dort zu machen.

Unentgeltliche Nachsorge über Pflege und Ernährung der Kinder und Ausstellung von Attesten erfolgt in der Mutterberatungsstelle (Marktstraße 13) Dienstags, Donnerstags u. Samstags, nachmittags von 5 bis 6 Uhr.

Bemittelte Mütter erhalten die Milch gegen Einzahlung des städtischen Attestes bei der Säuglingsmilchanstalt, Schlachthausstr. 24, frei ins Haus geliefert, und zwar:

Nr. I der Mischung zum Preise von 10 Pf. für die Flasche; Nr. II der Mischung zum Preise von 12 Pf. für die Flasche; Nr. III der Mi- schung zum Preise von 14 Pf. für die Flasche; Nr. IV der Mischung zum Preise von 14 Pf. für die Flasche.

Wiesbaden, den 9. September 1908.

13888 Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Herr Stadtrat Dr. med. Eigener ist vom 2. bis einschl. 30. Oktober 1908 verreist. Er wird für die Dauer seiner Abwesenheit von Herrn Dr. med. Scherth, Kirchstraße Nr. 26, vertreten.

Wiesbaden, 1. Oktober 1908.

14405 Der Magistrat. — Armen-Verwaltung.

Bekanntmachung.

Am 19. und 20. Oktober d. Js. und erforder- lichen Falles die folgenden Tage, vormittags 9 Uhr und nachmittags 2 Uhr anfangend, werden in: Leihhaus, Neugasse 6a, (Eingang Schul- gasse), die dem städtischen Leihhaus bis zum 15. September d. Js. einschließlich verfallenen Pän- der, bestehend in Brillanten, Gold, Silber, Kup- fer, Kleidungsstücken, Leinen, Betten pp. ver- steigert.

Bis zum 15. Oktober d. Js. können die ver- fallenen Pfänder vormittags von 8 bis 12 Uhr und nachmittags von 2 bis 5 Uhr ausgelöst, oder die Pfandscheine über Metalle und sonstige dem Kottenfrat nicht unterworfenen Pfänder vor- mittags von 8 bis 10 Uhr oder nachmittags von 2 bis 3 Uhr umgeschrieben werden.

Freitag, den 16. Oktober d. Js., ist das Leih- haus geschlossen.

Wiesbaden, den 2. Oktober 1908.

Städtische Leihhaus-Deputation.

Bekanntmachung.

Zur Ausführung von Installationsan- lagen im Anschluß an das Abwässer- des städt. Elektrizitätswerkes sind nur folgende hiesige Firmen berechtigt:

1. Georg Auer, Taunusstr. 26,
2. Heinz Brodt Söhne, Oranienstr. 21,
3. Max Comidau, Michelberg 13,
4. Carl Daeh, Friedrichstr. 38,
5. J. Dofflein, Friedrichstr. 43,
6. Elektr. Akt.-Gesellschaft vorm. C. Budner Oranienstr. 40,
7. Elektr. Gesellschaft Wiesbaden Ludwig- santha & Co., G. m. b. H., Moritz- straße 49,
8. Carl Gasteier, Neugasse 9,
9. G. G. & Meiser, Adelsstr. 32,
10. Nathan G. Taunusstr. 5,
11. Heinz Horn Söhne, Dohmeierstr. 97a,
12. Aug. Jodel, Bismarckring 1,
13. Maschinenfabrik Wiesbaden, G. m. b. H., Friedrichstr. 12,
14. Rhein. Elektr. Gesellschaft, Luisenstr. 6,
15. Aug. Schaeffer Nachf., Saalgasse 1,
16. Phil. Steimer, Webergasse 61,
17. Thiergärtner und Holz & Wittmer, Wil- helmstr. 10,
18. Gebr. Wollweber, Langgasse 39.

Wiesbaden, den 26. September 1908.

Verwaltung der städt. Wasser- und Lichtwerke.

Bekanntmachung.

In der Rehrichverbrennungsanstalt (Main- gerlandstraße) werden mechanisch gebrochene und sortierte Schlacken und Asche abgegeben, und zwar in folgenden Größen und Gewichten:

1. Flugsande 1 To. enthält 1,4 bis 1,7 Abmtr.
2. Feinkorn (Asche und Stückchen bis 10 Millimeter, auf Wunsch auch bis 25 Milli- meter Abmessung) 1 To. enthält 1,2 bis 1,3 Abmtr.
3. Mittelform (Stücke von 1 zu 4 Zmtr. Ab- messung) 1 To. enthält 1,3 Abmtr.
4. Grobkorn (Stücke von 4 zu 7 Zmtr. Ab- messung) 1 To. enthält 1,15 bis 1,25 Abmtr.

Der Preis für 2. ist bis auf weiteres 50 P für 1 To., desgleichen der Preis für unsortierte Schlacke, sofern Vorrat vorhanden ist.

Der Preis für 1. und 3. ist 1 M. für eine Tonne nach beiderseitiger Preisfestsetzung. Sofern ein Unternehmer 100 Tonnen im Laufe von vier Wochen abholt, wird ihm nach dieser Zeit 10 Prozent zurückvergütet, bei Abnahme der dop- pelten Menge in der Zeit 15 Prozent.

Auf schriftliche oder mündliche Anfrage (Ma- schinenbauamt Friedrichstraße Nr. 15, Zimmer Nr. 21) erhalten Interessenten Angabe über Betonmischungen u. s. w., die sich in anderen Städten bei Verwendung von Rehrichschlacken bewährt haben.

Wiesbaden, den 9. September 1908.

14425 Städtisches Maschinenbauamt.

Bekanntmachung.

Das Abwasser (Hauptverwaltungsamt) und die Abwasserbeseitigungsstelle Neugasse 6a sind jetzt unter Nr. 593 direkt an das Fernsprechnetz Wiesbaden angeschlossen worden.

Die bisherige Verbindung über das Stadtmitt (Magistrat) ist künftig nicht mehr zu benutzen.

Wiesbaden, den 27. Mai 1908.

11896 Städt. Abwasseramt.

Bekanntmachung.

Der Fruchtmarkt beginnt während der Win- termomente — Oktober bis einschließlich März — um 10 Uhr vormittags.

14087 Städt. Abwasseramt.

Ausschreiben.

Der bisher von dem Hotelbesitzer H. Cron jr. als Weinteller gepachtete Kellerraum unter dem Feuerwehrgelände ist zum 1. Dezember 1908 anderweitig zu verpachten.

Die Pachtbedingungen können in unserer Re- gistratur Neugasse 6a, Eingang Schulgasse, ein- gesehen werden.

Pachtgebote sind alsbald an uns einzureichen. Wiesbaden, 17. Sept. 1908.

14424 Städtisches Abwasseramt.

Bekanntmachung.

Die Lieferung der für das städtische Kran- kenhaus in der Zeit vom 1. November 1908 bis 31. Oktober 1909 erforderlichen Kartoffeln und zwar

ca. 100 000 Kilo. Speisekartoffeln, ca. 5000 Kilo. Runkelrüben,

soll im Submissionswege vergeben werden. Reflektanten wollen ihre Offerten, postmäßig versiegelt und mit der Aufschrift: „Submission auf Kartoffeln 1909“ versehen, bis zum Eröff- nungstermin:

Dienstag, 20. Oktober d. Js., vormittags 10 Uhr, in dem Bureau des städtischen Krankenhauses abgeben, wofür auch die Lieferungsbedingungen offen liegen, welche vorher einzusehen und zu unterschreiben sind.

Der Offerte sind Probestartoffeln beizufügen. Wiesbaden, 20. September 1908.

14429 Städtisches Krankenhaus.

Verdingung.

Die Lieferung von 200 Stück Zoppen aus was- serdichtem Schilf und 200 Stück Strohhüten für die Arbeiter der Straßenreinigung sollen im Wege der öffentlichen Ausschreibung verdingung werden.

Angebotsformulare und Verdingungsunter- lagen können während der Vormittagsdienst- stunden im Rathaus Zimmer 53 eingesehen, auch von dort gegen Vorzahlung oder bestellgeldfreie Einzahlung von 50 Pf. (keine Briefmarken und nicht gegen Vorkasse) und zwar bis zum letzten Tage vor dem Termin bezogen werden.

Verschlüsselt und mit entsprechender Aufschrift versehene Angebote sind spätestens bis Dienstag, den 13. Oktober 1908, vorm. 11 Uhr, im Zimmer Nr. 53 einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegen- wart der etwa erscheinenden Anbieter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausge- füllten Verdingungsformular eingereichten Ange- bote werden bei der Zuschlagserteilung berück- sichtigt.

Zuschlagsfrist: 28 Tage.

Wiesbaden, den 1. Oktober 1908.

14461 Städtisches Straßenbauamt.

Verdingung.

Die Erd-, Maur-, Beton- und Korbhütten- arbeiten für den Erweiterungsbau der höheren Mädchenschule 2 an der Dohmeierstraße hier- selbst — Los I—IV — sollen im Wege der öf- fentlichen Ausschreibung verdingung werden.

Verdingungsunterlagen und Zeichnungen kön- nen während der Vormittagsdienststunden im Verwaltungsgebäude Friedrichstraße 15, Zim- mer Nr. 9, eingesehen, die Angebotsunterlagen ausschließlich Zeichnungen auch von dort gegen Vorzahlung oder bestellgeldfreie Einzahlung von 1 M. bis zum 9. d. M., abends 6 Uhr, bezogen werden.

Verschlüsselt und mit der Aufschrift „G. A. 70 Los I—IV“ versehene Angebote sind spätestens bis Montag, 12. Oktober 1908, vormittags 10 Uhr, hierher einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt — unter Einhaltung der obigen Los-Reihenfolge — in Gegenwart der etwa erscheinenden Anbieter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausge- füllten Verdingungsformular eingereichten Ange- bote werden berücksichtigt.

Zuschlagsfrist: 14 Tage.

Wiesbaden, 1. Oktober 1908.

14552 Städt. Hochbauamt.

Natural-Verpflegungs-Stellen (Platterstraße 2).

Holzverkauf.

Das von armen Wanderern zerhackte Holz und zwar Nieren klein geschnittene Ästchenholz wird zum Preise von 1 M 10 P pro Sad, Buchen- holz, 1/4 Schnitt und 1/2 Schnitt pro Abmtr. = 1/4 Klotter, zum Preise von 13 M verkauft und frei ins Haus geliefert.

Bestellungen erbittet man an Hausbater Stur in am Evang. Vereinshaus, Platterstr. 2, machen zu wollen.

Vermerkt wird, daß durch die Abnahme von Holz der humanitäre Zweck der Anstalt gefördert wird.

14405

Nichtamtlicher Teil.

Sonnenberg.

Bekanntmachung.

Die im hiesigen Gemeindebezirk wohnhaften Hausiergewerbetreibenden, welche für 1909 einen Wandererwerbsechein oder Gewerbechein wün- schen, werden ersucht, die bezüglichen Anträge unversäumt spätestens aber bis 15. Oktober 1908 auf der Bürgermeisterei hier zu stellen. Nur bei Einhaltung dieses Termines kann mit Sicherheit darauf gerechnet werden, daß die Scheine bis spätestens den 1. Januar 1909 bei der Gemeindekasse zur Einsendung bereit liegen, während bei späterer Anmeldung infolge der großen Masse der von der zuständigen Behörde anzufertigenden Scheine die Fertigstellung bis zu dem gedachten Termine sich in den meisten Fällen nicht ermöglichen läßt.

Sonnenberg, den 7. September 1908.

14423 Der Bürgermeister: Buchert.

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 234.

Montag, den 5. Oktober 1908.

23. Jahrgang.

Polar-Eis.

Originalroman von Walter Schmidhäuser.

(Fortsetzung.)

Aber wenn er in dem kleinen Landstädtchen übernachtete, von wo aus man per Wagen durch den Wald nach Schloß Jfingen fuhr, so hatte er wenigstens das Tröstliche, dem Ziele seiner Sehnsucht um so viel näher zu sein, als in der stundentweit entfernten Großstadt.

Er freute sich ordentlich auf das primitive Gasthofzimmer mit den bunten Selbdrucken an den Wänden, und mit dem hohen Landbett, wo man in den Federn versank und so wunderbar träumen konnte bei der flackernden Stearinkerze von künftigem beneidenswerthem Glück.

Und als der Zug einfuhr unter der hölzernen Stationshalle und der Hausknecht vom „Goldenen Löwen“ sein Gepäc in Empfang nahm, da hatte er mit keinem Könige der Erde getauscht.

Tief im Walde, zwischen dichtverschneiten Bäumen und reif-behangenen Büschen, rüstete sich das Forsthaus zur Weihnachtsfeier. Blauer Himmel spannte sich am Morgen über den Wipfeln der Bäume, obwohl es eifig kalt war, ein echter nordischer Wintertag. Am Tage vorher hatte es tüchtig geschneit, und nun lag der Wald weich gehüllt in das weihnachtliche Gewand, das strahlend weiße Feierkleid, das die Sonne festlich mit tausend funkelnden Diamanten besäte.

Auf allen Ästen und Zweigen lag der blühende Feenschmuck, und dazwischen glänzten dünne Eiszapfen, die sich über Nacht gebildet hatten.

Auch über die lange Chaussee breitete sich der weiße Hermelinteppich, aus dem die schwarzen Stämme der Eichen und Buchen sich in scharfen Umrissen abhoben.

Mit drei Grundfarben, schwarz, weiß und blau, hatte Mutter Natur das ganze, herkend schöne Gemälde der dicht verschneiten Waldesmajestät gemalt, ein Wintermärchen voll Stimmung und Poesie, dessen leuchtende Farbenpracht keines Malers Pinsel widerzugeben vermöchte.

Im Forsthaufe selbst war unter Beate's Händen ein entzückendes Idyll geschaffen worden.

Am gestrigen Abend hatte alles, was Hände hatte, helfen müssen, aus Tannenzweigen lange Quirlenden zu binden, an denen vergoldete Tannenzapfen hingen, und vom Hausflur an zog sich das grüne Gewinde bis in das behaglich durchwärmte Wohnzimmer hinein, wo sich auf dem weißgedeckten Mischeltisch ein mächtiger, breitästiger Tannenbaum erhob, den Beate, wie jedes Jahr, mit goldenen Nüssen, rotwangigen Äpfeln und bunten Kugeln geschmückt hatte. Ihre Augen strahlten, als sie beim Anblick des Baumes daran dachte, wie sie am Vormittag dem Vater ihr Geheimnis gebrachte, als sie beide beim Frühstück einander gegenüber gesessen hatten.

Der alte Herr war sprachlos gewesen vor Erstaunen über die Neuigkeit, die ihm mehr wie überraschend gekommen war, und hatte lange Zeit gebraucht, bis er endlich seine Pfeife in Brand bekam. Dann hatte er den Arm um seines Kindes Nacken gelegt, als müßte er sich überzeugen, daß sie vorläufig noch ihm gehörte, und hatte ruhig zu ihr gesagt: „Nun erzähle mir mal eingehend von ihm!“ Das hatte sie sich natürlich nicht zweimal sagen lassen, und hatte, ohne aufzuhören, alle Vorzüge des Herrn Professors Bruno Nohland aufgezählt.

Nachdruck verboten.

Wohl empfand der alte Herr Oberförster bei Beate's begeisterten Schilderung der geradezu glänzenden Eigenschaften des Professors ein beängstigendes Gefühl in der Herzgegend, ein Gefühl, das ihm fast wie eine gelinde Eifersucht erschien auf den wildfremden Menschen, der da mit einem Male eine so überaus wichtige Rolle zu spielen bestimmt war.

Aber er sagte kein Wort, nickte nur ab und zu mit dem ersten grauen Kopfe und stieß aus seiner kurzen Pfeife eine mächtige Qualmwolke vor sich hin.

Nachdem Beate mit ihrer Beichte zu Ende war, stand er auf, immer noch ohne eine Silbe zu sprechen, ergriff seinen Hut und warf die Platte über die Schulter. Dann streichelte er mit außergewöhnlicher Zärtlichkeit die heißen Wangen seines Kindes, brummte etwas Unverständliches in seinen langen Bart und verließ das Forsthaus. Beate hielt ihn nicht zurück. Sie kannte den Vater genau und wußte, daß er große Dinge ganz ruhig erst mit sich selber in der Stille verarbeiten mußte, um zum Entschluß zu gelangen. Es war nun einmal so seine Gewohnheit.

Aus dem Fenster, hinter den Gardinen versteckt, sah sie ihm nach, ihre Blicke folgten zärtlich der hohen Gestalt, die schnellen Schrittes durch den schweigenden Forst dahinschritt, bis sie an einer Biegung verschwand.

Dann erst trat sie ins Zimmer zurück und bemerkte mit Verwunderung, daß der alte Waidmann eine ungeladene Wache mitgenommen und sogar die Munition vergessen hatte. Das war das erste Mal in seinem Leben.

Aber dann war sie, still vor sich hinlächelnd, unter den Tannenbaum getreten, der auf dem Tische stand, hatte wie lieblosend über seine breiten Äste gestrichen, und hierauf all die kleinen Schachteln geöffnet, in denen die bunten Kugeln und glühenden Sterne fein säuberlich in Watte gepackt von Jahr zu Jahr aufgehoben wurden.

Ein altes Weihnachtsliedchen kam ihr dabei in den Sinn, das sie oft als Kind von den Mädchen in der Arbeitsstube gehört hatte, und mit halber Stimme sang sie es vor sich hin, während sie den Baum zu schmücken begann, der — vielleicht morgen abend ihr Glück beleuchten sollte.

Endlich ging draußen die Tür — Waldmann und Nero schliefen an — der Vater trat über die Schwelle. Seine guten Augen blickten freundlich wie immer, sein Gesicht von der frischen Winterluft gerötet, hatte einen so lieben, herzlichen Ausdruck wie sonst, wenn er nach Hause kam.

Beate hielt mit ihrer Arbeit inne und sah ihn mit ihrem süßen Kinderlächeln fragend an.

Da nickte er nur und sagte kurz: „Telegraphiere ihm, daß er morgen kommen soll!“

Eine Sekunde später hing sie an seinem Halse, ihr Köpfchen schmiegte sich an seine Wange, und dann war sie verschwunden, um einen der Försterbuben mit dem Telegramm im Lauffschritt zur Station zu schicken.

Was dann am Nachmittag Vater und Tochter miteinander auf dem alten Ledersofa unter dem Bilde der verstorbenen Mutter geplaudert, bis die Dunkelheit ihre Schatten um sie her spann, hat niemand erfahren.

Aber gegen 6 Uhr wurde der alten Magd der verwunderliche Befehl, das Fremdenzimmer in Ordnung zu bringen, neue Gar-

minen aufzustocken, und alles für einen Besuch bereit zu machen, und dann hatte der Herr Oberförster lange mit Beate zusammen im Kursbuch studiert und wieder auf dem Fahrplan nachgesehen, der draußen auf der Diele hing.

Und gegen 7 Uhr mußte der Franz die beiden Brauen vor den Jagdwagen spannen, während im Wohnzimmer schneller als sonst zu Abend gegessen wurde, worauf der alte Herr, warm in den Mantel mit dem hohen Pelztragen gehüllt, selbst zur Stadt hineinfuhr, gerade zu derselben Zeit, als Bruno mit all seinem heimlichen Bangen, seiner Sehnsucht und seinem Handgepäck im Gasthof zum goldenen Löwen angekommen war.

Eben hatte sich der Professor in seinem Zimmer ein wenig häuslich eingerichtet und sich überzeugt, daß das beste Zimmer im goldenen Löwen in dieser Jahreszeit doch für den besseren Kulturmenschen mancherlei zu wünschen übrig ließ.

Der Ofen, der über seine eigentliche Bestimmung wohl nie ins Klare gekommen war, rauchte ganz empfindlich bei dem Versuch, zu heizen; das Bett, das Bruno nach alter Gewohnheit sogleich untersuchte, war zwar äußerlich sauber und offenbar auch sonst imstande, aber die Winterkälte hatte es so durch und durch gefühlt, daß es eines gewissen Nutes bedurfte, sich seiner Umarmung anzuvertrauen.

Die eine Stearinleze verbreitete in dem ziemlich großen Räume nur eine äußerst düstige und ungewisse Helle, die kaum genügte, auch nur den oberflächlichen Anschein von Behaglichkeit herzustellen. Die sauber gescheuerten tannenen Dielen knarrten bei jedem Schritt vor Anmut, in ihrem Winterschlaf gestört zu werden, und das hochlehniqe Sofa setzte mit seiner festen Polsterung jedem Versuche, sich's darauf gemächlich zu machen, einen unüberwindlichen Widerstand entgegen.

Und wenn dies alles nicht vermochte, Brunos frohe Stimmung zu beeinträchtigen, so war das der beste Beweis für die Gediegenheit seiner Frohgefühle.

Er hatte in regnerischen Tropennächten schon schlimmer bivouakiert — und nachdem er sich überzeugt, daß anstelle von Alligatoren und Skorpionen keine anderen Feinde seine etwaige Nachtruhe bedrohten, fing er an, seinen Handkoffer auszupacken.

Witten in dieser Tätigkeit unterbrach ihn ein Klopfen an der Tür.

Er glaubte nichts anderes, als daß es der Wirt oder der Hausbursche sei, und ohne sich umzuwenden, rief er: „Herein“.

„Guten Abend, Herr Professor!“ sagte eine tiefe Männerstimme hinter ihm, und wie vom Blitz getroffen, fuhr er herum mit einem so verdutzten Gesicht, als wenn plötzlich aus den Dschungeln ein Königstiger auf ihn losgefahren wäre.

Auf der Schwelle, den Rodenmantel über den Schultern, den Hut in der Hand, stand die hohe Gestalt des Herrn Oberförsters, ein freundliches Lächeln in dem wettergebräunten guten Gesicht.

Auf diesen Besuch war Nohland wirklich nicht gefaßt gewesen und die prachtvolle Rede, die er dem Gefürchteten morgen zu halten gedacht hatte, war in seinem Gehirn noch nicht einmal zum Konzept gebiecen.

Aber Landberger überhob ihn in angeborener Liebenswürdigkeit mit einem Schlage aller Verlegenheit, indem er ihm herzlich die Hand hinstreckte mit den Worten:

„Vor allen Dingen, freundlichst willkommen, Herr Professor! — Und nun tun Sie mir den einzigen Gefallen und packen Sie rasch Ihre sieben Sachen da wieder ein. Sie wollen doch nicht im Ernste hier in dem kalten Lokal die Nacht zubringen, damit wir morgen womöglich einen Patienten haben?“

Außerdem riecht's ja hier abscheulich nach Rauch! Auf Wintergäste ist unser guter Löwentwirt wirklich nicht eingerichtet, so behaglich es im Sommer auch hier sein mag!“

Bruno legte lächelnd seine Rechte in die dargebotene Hand des Alten und erwiderte: „Herzlichen Dank für Ihr freundliches Willkommen, Herr Oberförster. Aber Sie sehen mich wirklich jetzt in einiger Verlegenheit. Wo denken Sie denn, daß ich mich sonst einquartieren soll?“

„Wo Sie hingehören — Sie komischer Herr! Schnell was Warmes, indeßen packt der Johann die Sachen auf meinen Wagen und dann machen wir zusammen eine fidele Spazierfahrt durch den Wald nach dem Forsthaus, wo Sie Ihr Zimmerchen schon behaglich finden werden!“

(Fortsetzung folgt.)

Dies und Das.

□ **Schöne Frauen und häßliche Männer.** Vor einigen Jahren kämpfte eine hübsche, junge Amerikanerin, eine reiche Erbin, einen erbitterten Kampf mit ihrer Familie. Sie wollte nämlich eine Mesalliance eingehen; der Erwählte ihres Herzens war kein Stiefsohn, kein Indianer und kein Neger, sondern „Affemensch“ in einem amerikanischen Wanderzirkus. — Ein Gesicht wie ein Pferd soll der Bürgermeister Bailly von Paris gehabt haben, der sich in der Schreckenszeit der Revolution bekannt machte; bei seinem Anblick sollen Frauen in Ohnmacht gefallen sein und Kinder vor Entsetzen geschrien haben. Nichtsdestoweniger heiratete er eine in ganz Frankreich wegen ihrer Schönheit bekannte Frau. Man nannte sie nur den „lieblichen Engel“. — Seltamerweise hat es nicht wenige außerordentlich häßliche Männer gegeben, die von dem schönen Geschlecht umschwärmt wurden. Der bekannte Londoner Politiker John Wiltcs behauptete mit Stolz: „So häßlich wie ich bin, kann ich mir doch im Laufe einer Viertelstunde jede Frau erobern.“ Und trotzdem die Kinder auf der Straße vor ihm davonrannten, drängten sich die Damen der Gesellschaft um ihn. Er wählte Mary Mead, eine der reichsten und schönsten Frauen ihrer Zeit. „Beauty and the Beast“, so bezeichneten die Leute dieses seltsame Ehepaar. Ähnliche Erfolge hatte der sehr häßliche, sehr ungalante Lord Brougham. Wenn in einer Gesellschaft jemand fragte, wo der Lord sich befinde, so antwortete man vielfach: „Wo die meisten Damen sind.“ Er heiratete eine durch Geist und Anmut ausgezeichnete Witwe, eine Frau Spalding. — Bei Jean Paul Marat, jenem Ungeheuer der französischen Revolution, scheint der Charakter auch in seinem Äußeren ausgeprägt gewesen zu sein. Trotzdem erklärte er in seinen jungen Jahren einmal einem Freunde, daß er Paris verlasse, um seinen vielen weiblichen Verfolgern zu entgehen.

□ **Der Lord als Obermächer.** Einem Mitglied der höchsten englischen Aristokratie, dem Earl von Shaftesbury, der in der Gesellschaft durch seine wohlgeschulte, prachtvolle weiche Tenorstimme bereits große künstlerische Erfolge errungen hat, ist jetzt von einem amerikanischen Theaterunternehmer ein wohl einzigartiges Angebot gemacht worden: William Morris hat dem Earl von England für eine dreißigwöchige Tournee durch Amerika 600 000 Mark geboten, 20 000 Mark für die Woche. Obgleich der Unternehmer dem stimmbegabten Aristokraten die Versicherung gab, daß die Tournee in einer Form arrangiert werden würde, die dem Rang und Stand des Sängers keinen Abbruch tun könne, hat der Earl von Shaftesbury das glänzende Angebot doch abgelehnt, da es ihm unmöglich sei, als Berufssänger eine Tournee durch Amerika zu unternehmen. Das Angebot erfolgte durch einen englischen Agenten, der den Earl bei der Einweihung einer neuen Orgel in der Kirche von Shaftesbury singen hörte und von der Stimme begeistert war.

□ **Die Zukunft der türkischen Frau.** Aus Konstantinopel wird berichtet: Zu den schwierigsten Problemen, deren Lösung die neue Türkei wird versuchen müssen, zählt die Zukunft der türkischen Frau. Schon jetzt entspinnt sich darüber heftige Meinungskämpfe, und über kurz und lang wird das, was heute noch in nebelhafte Ungewißheit getaucht erscheint, zur nationalen Frage werden. Schon seit Jahren hat unter den gebildeten Ständen die Emanzipation der Frau von den Fesseln der alttürkischen Sitten begonnen, und in den Häusern der gebildeten Gesellschaft ist das Haremswesen von ehemals seit Jahren verschwunden. Der Wechsel begann mit der Heranziehung europäischer Gouvernanten oder Hauslehrer zur Erziehung der Töchter. Die Mädchen lasen fremde Dichtwerke, fremde Zeitungen, die Mütter nicht weniger, und die heranwachsende jüngere Generation atmete diese Atmosphäre bereits als etwas Selbstverständliches. Die meisten modernen geistigen Türken besitzen nicht mehr als eine Frau, und das häusliche Leben bei ihnen spielt sich nicht anders ab als in Europa; ja selbst die Kleidung, die Lebensweise und die Ernährung hat sich vollkommen den westlichen Sitten angepaßt. Der Schleier herrscht nur noch auf der Straße. Allein die türkische Frau verlangt mehr. Sie will die Freiheit, in ihrem Hause Gäste empfangen zu dürfen, und sie will auch in ihren neuen Toiletten und ohne Schleier in der Öffentlichkeit erscheinen. Die gebildeten Türken haben gegen eine derartige Umwälzung im Grunde wenig einzuwenden, vorausgesetzt, daß sie sich ohne ausschweifende Ueberschätzung vollzieht; sie haben lange genug entweder im Westen gelebt oder mit Westeuropäern Fühlung gehabt, um diese Wünsche ihre Frauen zu verstehen. Allein die Schwierigkeit liegt darin, daß die niederen Stände und die große Masse des Landvolkes eine derartige Revolution des Jahrhunderts alten Brauchs nicht verstehen. Allein der Gedanke daran, daß die Frau etwas anderes bedeuten soll als bisher, genügt, um das Volk mit erbitterter Erregung zu erfüllen. Schon jetzt haben reaktionäre Elemente diese starke Antipathie gegen eine plötzliche Umwälzung als ein gegebenes Agitationsmittel gegen das konstitutionelle Regime auszunutzen verstanden, und der Hinweis auf die selbständigen und unverschleierte Frauen hat nie versagt, wenn es galt, im Volke Erregung wachzurufen. So ist es auch bereits in Medina aus diesem Grunde zu wilden Auftritten gekommen, denen nur mühsam durch die Heranziehung von Truppen ein Ende bereitet werden konnte.

Unter dem Riesenhut.



Die Damenhutmode steht unter der Devise: Groß — größer — am größten! Und doch sind die Hüte unserer Damen, was den Umfang anbetrifft, noch Waisenkinder gegenüber den Pariser Damenhüten. Das ergibt sich aus einer amüsanten Plauderei des „Matin“ über die Damenhutmode. Einem Mitarbeiter des Pariser Blattes hat die Frage der Damenhüte nicht ruhen lassen, und er hat über dieses Kapitel eine Umfrage bei den Modistinnen veranstaltet und sich eingehend über die Hutmodelle der Winter-saison unterrichtet.

Zuerst sah er in der Auslage eines Puhgeschäfts in der Rue Saint Homore einen Gegenstand, der ihm übernatürlich und Furcht einflößend erschien. Dieser unbekannte Gegenstand war sehr groß, hatte viel Hörner und viel Goldenes an sich und auf sich. Dazu kam ein unbestimmtes Etwas, das ebenso gut ein mythischer Vogel wie ein Riesenblumenkorb sein konnte. Erst als der Beobachter das Augenglas angelegt hatte, erkannte er mit einer gewissen Angst, daß dieses unförmige und geheimnisvolle Etwas ein Damenhut war, ein veritabler Damenhut.

Er betrat das Geschäft, und es entwickelte sich folgender Dialog zwischen ihm und der Verkäuferin: „Was kostet der Hut?“ „Zweihundert Francs!“ „Er ist groß!“ „Groß? Aber, mein Herr, das ist nur ein Hut von mittlerer Größe. Im allgemeinen arbeitet man in diesem Winter die Hüte noch viel größer und umfangreicher. Erkundigen Sie sich nur!“ Und der Journalist erkundigte sich weiter und begab sich in einen Modesealon der Rue de la Paix.

Hier kam es zu folgendem Zwiegespräch zwischen ihm und der Verkäuferin: „Hier, mein Herr, ein wundervoller Hut aus Parmasitz. Er hat einen Umfang von einem Meter und fünfzig Zentimetern. Wunderbar garniert mit einem schwarzen, aufrecht stehenden Flügel, der fast bis an die Decke reicht.“ „Was kostet der Hut?“ „Vierhundert Francs. Und hier, mein Herr, ein sehr schöder Hut aus graubraunem Filz mit reicher Federn-garnierung. Er mißt einen Meter und fünfundsechzig Zentimeter.“ „Ist das der größte Hut?“ „O nein, bitte hier.“ Dieser Hut hat einen Umfang von einem Meter und achtzig Zentimetern und ist zweiunddreißig Zentimeter hoch!“ „Was kostet er?“ „Acht-hundert Francs.“ „Donnerwetter!“ „Bitte sehr, das ist durchaus nicht teuer. Wir haben kleine Hüte gehabt, die viel teurer waren, die tausend und tausendfünfhundert Francs kosteten. Uebrigens kann ich Ihnen die Erklärung abgeben, daß wir sehr bald, noch in diesem Winter, zu den kleinen Hüten zurück-kehren werden.“

Mit dieser Information noch nicht ganz zufrieden, suchte der Journalist noch zwei Pariser Bühnenkünstler auf, um ihr Urteil über die großen Hüte zu hören.

Die A. G. J. erklärte ihm folgendes: „Ich finde die großen Hüte sehr nett und lieblich. Aber um unter so einem Ungetüm nicht lächerlich zu wirken, muß der Hut von einer ersten Modistin

gearbeitet sein. Und dann darf man einen solchen Hut nicht zu Fuß spazieren führen.“

Fräulein Lavallière, der entzückendste, lustigste „gamin“ der Pariser Bühne, hat ihren eigenen, ganz originellen und in seiner verberben Drolligkeit etwas beunruhigenden Schönheitstypus. Sie erklärt: „Ich finde die großen Hüte scharmant. Allerdings trage ich für mein Teil ganz kleine. Eine Dame in eng anliegendem Kleide mit solch einem Riesenhute auf dem Kopfe sieht ein bißchen wie ein Pilz aus. Indessen die Mode hat uns ja schon lächerlichere Sachen beschert als diese großen Hüte. Sie sagen, ein solcher Hut koste mitunter tausend Francs? Es gibt keine Frau, deren Kopf tausend Francs wert ist! ...“

Der Direktor des St. James-Theaters in London, Forbes Roberts, hat auf ingenieure Weise das Problem der Riesenhüte, die die Londonerinnen an den zweimal der Woche stattfindenden Nachmittagsvorstellungen zum großen Mißvergnügen der Parkettbesucher tragen, gelöst. Er ließ in seinem Theater große gelbe Plakate anbringen, die in schwarzem Druck die folgenden Sätze enthielten:

Zur Frage der Riesenhüte!

Das Problem der großen Hüte ist endgültig gelöst. Jede feine und auf wahre Bildung Anspruch erhebende Dame nimmt ihren Hut gern ab. Nur einige lassen ihn dann und wann am Kopfe.

Das Resultat war überraschend. Obzwar an den Nachmittagsvorstellungen kein Zwang besteht, die Hüte abzulegen, legten sämtliche Frauen ihre Hüte in der Garderobe ab.

„Alles schon mal dagewesen“ würde Ben Aliba mit Recht sagen. Wie unsere Skizze zeigt, hatte schon ein französischer Karikaturist E. Moqueplaz Gelegenheit, im Jahre 1830 die „romantische Mode“ zu persiflieren. Eduard Fuchs erinnert daran in seinem großartigen Werk „Die Frau in der Karikatur“, das bei Albert Langen-München erschienen ist. Der Hut ersetzte damals, so schreibt Fuchs, den Sonnenschirm und diente als Schutz-dach für eine ganze Gesellschaft gegen den Sonnenbrand. Er ersetzte auch das Parapluie: bei einem unvorhergesehenen Platzregen flüchtete sich die ganze Familie darunter und konnte trocken nach Hause gelangen.

Napoleon und die Mädchenschule.

In Briefen Napoleons I. finden wir, wie die „Nouvelle Revue“ in ihrem 1. Oktoberhefte mitteilt, sehr interessante Neußerungen über ein im Jahre 1807 neu zu begründendes Mädchenpensionat in — Ecrouen, das noch heute als Tochteranstalt der Schule von Saint-Denis existiert. Seine ausführliche Verfügung, die bis ins kleinste Details eindringt, fällt in die glücklichen Tage, die Napoleon im Frühjahr 1807 auf dem ostpreussischen Schlosse Finken-stein verlebte.

Es warnt davor, das neue Institut nach dem Muster der alten Aristokraten-schule von Saint-Gyr, die schlechte Ergebnisse gezeitigt habe, einzurichten. In der Hauptsache für Bürgermädchen bestimmt, soll sich die Schule auf den denkbar einfachsten und solidesten Erziehungsgrundsätzen aufbauen. Der Religionsunterricht soll die wichtigste Disziplin bilden. „Erziehen Sie uns Gläubige und keine Schwärmerinnen. Die Schwäche des weiblichen Gehirns, die Beweglichkeit ihrer Ideen, ihre Bestimmung in der gesellschaftlichen Ordnung, die Notwendigkeit einer fortwährenden unbeständigen Hingebung und einer Art nachsichtiger und willfähriger Wildtätigkeit, dies alles kann nur durch Religion gewonnen werden, durch eine liebevolle und sanfte Religion.“

Es komme nicht darauf an, daß sehr graziose und liebend-würdige, amüsante und geistvolle Frauen aus der Anstalt hervor-gehen, sondern tugendhafte und ehrbare Hausfrauen. Der Unterricht im Rechnen, Schreiben und in der Mutter-sprache verstehe sich von selbst. Dazu soll noch eine mäßige Unterweisung in Geschichte und Geographie, sowie das Notwendigste in Naturwissen-schaften treten. Der fremdsprachliche Unterricht, oder gar der lateinische, sei völlig überflüssig.

Des weiteren zeigt sich Napoleon als ein erklärter Freund der Handarbeiten. Dreiviertel des Tages soll die junge Welt dieser fruchtbaren Tätigkeit zuwenden. „Sie müssen sticken, Sticken zuschneiden, und nähen, sticken, mit einem Wort alle Frauen-arbeiten machen können. Man muß diese jungen Mädchen so er-ziehen, wie wenn sie Familien angehörten, die in der Provinz 15—18000 Francs Einkünfte haben und ihren Männern etwa 12 bis 15000 Francs zubrachten, und sie danach behandeln.“ Ein

gewisses Verständnis für die Krankenpflege und die Medikamente die für leichtere Fälle in Frage kämen, sei ebenso notwendig, wie die elementaren wirtschaftlichen Kenntnisse. Die Schülerinnen sollen nicht selbst kochen, aber sie sollen sich ihr Brot selbst backen und allein für den Nachschub sorgen. Ferner liegt ihnen die eigenhändige Anfertigung ihrer Garderobe ob.

Außer dem Tanz, der für die Gesundheit der Schülerinnen notwendig sei, will er von Vergnügungen nichts wissen. Es sei gänzlich unangebracht, die jungen Mädchen Theater spielen zu lassen, was bekanntlich in den Tagen der Maintenon in Saint-Cyr gang und gäbe war und ihren Wetteifer durch Klassenauszeichnung zu wecken. Die jungen Mädchen seien von Natur eitel genug, und es sei wenig angebracht, diese Eigenschaft noch zu unterstützen.

Napoleon faßt schließlich seine Vorschläge, die bis ins Kleinste gehen, so zusammen? „Ich wünschte, daß ein junges Mädchen, das Escouen verläßt, um eine kleine Haushaltung zu leiten, imstande wäre, ihre Mäde zu machen, die Kleider ihres Mannes zu flicken, das Wischzeug ihrer Kinder zu machen, ihrer kleinen Familie durch Vereitung von feinem Gebäck, wie es in einer Haushaltung der Provinz gewöhnlich ist, Freude zu bereiten und Mann und Kinder zu pflegen, wenn sie krank sind. Dies alles ist so einfach und so alltäglich, daß es nicht viel Ueberlegung erfordert.“

Ehe man diese Verordnungen als rückständig verdammt, mag man in Rechnung ziehen, daß sie für den besondern Fall einer Kleinbürgerlichen Erziehungsanstalt abgefaßt sind und nicht den Anspruch erheben, auch die Mädchenerziehung der höheren Stände nach demselben Maße zu regeln.

Detektivgeschichten.

Eine lex Nid Carter, d. h. ein geschicktes Einschreiten gegen die Seuche der hestweis vertriebenen Detektive- und Verbrecher-Romane, fordert Adolf Petrenz in der „Täglichen Rundschau.“ Wir entnehmen seinen verebten Ausführungen folgendes: Sherlock Holmes und Nid Carter haben längst Epigonen, die wie Giftpilze nach dem Nienregen aufschießen. Dugendweise hängen die infamen Schundhefte unter der widerwilligen Duldung preussischer Polizei und preussischer Gerichte bei den fliegenden Buchhändlern, in den Fenstern der Papierläden. Eine Verwüstung ohne gleichen wird in der Großstadtjugend angerichtet, und es heißt: wir haben kein Mittel, diesem verbrecherischen Unfug zu steuern.

Sokrates mußte den Giftbecher trinken, weil er angeblich die Jugend verdarb. Heutzutage denkt man humaner. Man läßt ruhig die Jugend fortgesetzt ganze Kannen voll Gift trinken, die skrupellosen Verführer aber, die geldgierigen Schundverleger, läßt man ungeschoren. Sherlock Holmes und Nid Carter, Pat Pinkerton und Oberst Longarm, Dick Turpin, der Fürst der Landstraße, Pat Conner, der Meisterdetektiv, sind die Nationalhelden der deutschen Großstadtjugend geworden. Niemand wird so philiströs und phantasiarm sein, unsern Jungen den „Lederstrumpf“ nehmen zu wollen, was aber hier vorliegt, dieser bei aller Plumpheit raffinierter Kultus des Verbrechens, während man seine Bekämpfung vorpiegelt, diese Orgien blutrünstiger Sensation, sind unsäglich gefährlicher und verwirrender als die verhältnismäßig harmlosen Indianerhefte zu 25 Pfg. Ja, sie sind gefährlicher als selbst die schlimmsten Erzeugnisse eigentlich pornographischer Art, weil diese nie in so ungeheurem öffentlichen Massenangebot auftreten, niemals in so schimpflicher Weise „Allgemeingut“ werden können.

Wer auf den Fanatismus geachtet hat, mit dem von unserer „proletarischen“ und „bürgerlichen“ Großstadtjugend mit unbedingter Solidarität diese Kost verschlungen wird, mit welcher Begierde die Schaufenster und die Stände der fliegenden Buchhändler belagert werden, wie dieser Artikel längst zur bedeutungsvollsten Einnahmequelle der kleinen Papierläden geworden ist, der wird zugeben, daß hier größere Gefahren liegen.

Wo bleibt der Goethebund, der hier wirklich einmal fruchtbare Arbeit leisten könnte? Eine systematischere Tötung aller kulturellen Werte, ein offenkundigeres Verbrechen wider das leimende geistige und künstlerische Leben war noch nie da, noch aber hörte man nichts von flammenden Protestversammlungen. Wo bleiben die christlichen Vereinigungen? Sie rühren sich doch sonst

so nachdrücklich, wenn es die Jugendentwicklung gilt, hier aber schaut man allzu einseitig nur nach der geschlechtlichen Seite.

Man kämpft verdienstlich gegen den „Schmutz in Wort und Bild“, aber man sollte sich auf breitere Basis stellen und gegen das „Gift in Wort und Bild“ kämpfen. Es ist zuzugeben, daß die Formulierung eines entsprechenden Zusatzes zu § 184 (womit eventuell eine Ergänzung des § 23 des Preßgesetzes Hand in Hand zu gehen hätte) außerordentlich schwer ist, obwohl sachlich jeder genau weiß, worum es sich handelt und daß man nicht etwa dem Rasolnikow oder den Geschichten des Edgar Allan Poe ans Leben will. Es müßte aber eine Formulierung gefunden werden, die den freieitlich Gesinnten alle Sorge nimmt, es könnte jemals von einer „lex Nid Carter“ wirkliche Kunst getroffen werden. Ob auf diesem Wege etwas geschehen kann, das mögen sich die überlegen, denen hier die erste Initiative gebührt: die Regierung und die Parlamentarier.

Die Skatethe.

Auflösung zu Nr. 228.

Kartenverteilung:

V. aD, 9, 8, 7; bK, 8, 7; cA, K, 9.

M. a b c dB; bD; cD, 7; dA, D, 7.

H. aA, 10, K; b9; c10, 8; d10, K, 9, 8.

Stat: bA, 10.

Spil:

1. V a9, dB, aA (— 13) 2. M bD, b9, bK (+ 7)

3. V. a8, cB, a10 (— 12) 4. M cD, c8, cK (+ 7)

5. V cA, c7, c10 (+ 21) Nun, da dieser Schnitt gegückt ist, steht

sich V in Positur und steckt die Gewinnermine auf. Denn die 3 Striche brachten ihm schon 35; nach dem Ausfall des 2. Stiches kann der Spieler annehmen, daß 21 Augen noch im Stat liegen (bA, 10); die noch fehlenden 5 Augen kann er bei vorsichtigem Spil durch Einstechen in d hereinbekommen. Demnach geht das Spil: 6. V b8, d7, aK (— 4) 7. H d9, aD, dD (+ 6). Damit hat der Spieler 62. Wirft H im 6. Stich d8 ab, mußte er beim nächsten Stiche trumpsfen und würde seinem Manne das dA herausziehen, der Spieler bekäme also dann noch mehr. M darf nicht einstecken. Er behält dann nur noch einen Jungen und kann nicht daran denken, etwa den Spieler anzuhauen, da er bei diesem noch die restlichen 3 Trümpe vermuten muß.

Wichtige Lösungen schickten ein: Friedrich Dick-Wiesbaden. — Rich. Keutler-Wiesbaden. — E. Hauser-Wiesbaden. — Chr. Meyer-Wiesbaden. — Aug. Helmer-Wiesbaden. — Ed. Dittel-Wiesbaden. — R. Frid-Wiesbaden. — H. Müller-Wiebrich. — Emil Dremel-Wiebrich. — Fritz Gerhardt-Wiebrich.

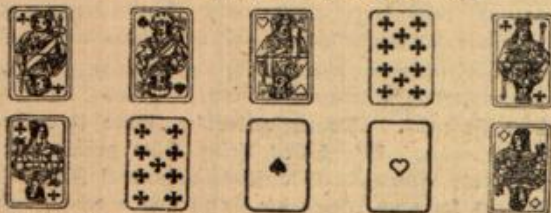
Statanaufgabe.

a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame; Ober: B Bube; Wenzel, Unter.

V M H die drei Spieler.

M, der Mittelhandspieler, verliert a-Handspil auf folgende Karte, obwohl dB und aA im Stat liegen, das Spil also mit 9 Matadoren geht.

a b cB, a10, K, D, 9; bA; cA; dD.



H hatte Null onwert geboten, aber da nach Werten gereicht wurde, Solo erhöht, ging schon a-Solo mit Dreien darüber. V hatte 5 Augen mehr in der Karte als H. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spil?

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden, Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers, Konrad Heybold in Wiesbaden.